

Für unsere Kinder

Nr. 10 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Von einem Helden. Von ed. — Arbeiterjugend. Von Ludwig Lessen. (Gedicht.) — Im Duntel des Einhornwaldes. Von Brand. — Der Vär auf gemeinschaftliche Kosten. Von Friedrich v. Sallet. (Gedicht.) — Die schwarze Kiste. Eine wahre Geschichte aus Amerika von Hebe. (Schluß.) — Der Besuch 1910. Von Emma Döly. (Gedicht.)

Von einem Helden.

In den Sagen aus grauer Vorzeit lest ihr von Helden, die sich in todesmutigem Kampfe gegen allerlei Ungeheuer ewigen Ruhm erwarben. Bald erlegten sie einen Drachen, der Angst und Schrecken unter den Menschen verbreitete, bald ein anderes Ungetüm, das in Sümpfen oder Wäldern hauste. Heute hören wir nichts mehr von Drachen und Lindwurm. Die Arbeit der vereinigten Menschen trocknet die Sümpfe, macht den Boden urbar und die Flüsse schiffbar. Immer mehr beherrschen die Menschen die Kräfte der Natur und nutzen ihre Schätze aus. Die Menschen könnten sich nun ihres Sieges freuen, und Frieden und Wohlgefallen könnte auf Erden sein. Aber dem ist nicht so. Denn die Gaben, die Menschenkraft und Menschengeist der Natur ab-

ringen und vervollkommen, gehören nicht allen. Nur wenige sind es, denen sie zuteil werden; die meisten müssen entbehren, müssen oft genug hungern und frieren, und doch sind sie es gerade, die in Schweiß und Mühen, durch ihre Arbeit alle Schätze der Natur heben und nutzbar machen helfen.

Wegen dies große Unrecht haben sich die leidenden Menschen wieder und wieder aufgelehnt. Tausende haben Freiheit und Leben in Kämpfen eingeblüht, die ein Reich der Gerechtigkeit und des Wohlles für alle herbeiführen sollten. Für dies hohe Ziel kämpfen

heute größere Scharen als je: Millionen Arbeiter auf dem ganzen Erdenrund. Wenn ihr Kampf nicht immer mit den Waffen in der Hand geführt wird, so fordert er doch von den Streikern nicht weniger Mut und Opferfreudigkeit, als die Helden brauchten, die Fabeltiere bestehen wollten.

Von einem der Tapfersten in diesem Kampfe will ich euch erzählen. Gar manche Wunde hat er dem Feinde geschlagen, gar manche Fessel hat er seinen Freunden lösen geholfen. Das Schönste an der Geschichte aber ist, daß sie wahr ist, und daß der mutige Kämpfer heute noch lebt.

Ein kalter Februarabend war es, als vor siebzig Jahren einem jungen Ehepaar in der Festung Deutz bei Köln am Rhein ein Söhnlein geboren wurde. Der Mann diente im Heer als Unteroffizier, sein



August Bebel

Sold war gering. Im Hause ging es darum gar inapp her, und oft fehlte es am Nötigsten. Darum war die Freude über die Ankunft des kleinen Jungen nicht so ungetrübt, wie es in jenen Familien zu sein pflegt, in denen die Geburt eines Kindes das Glück des Hauses vermehrt, ohne Sorgen zu schaffen. Der Kleine schrie bei seiner Geburt aus Leibeskräften, als gefalle ihm die Welt der Kasemattenstube nicht, in der er sich befand. Und daß diese Welt wirklich nicht sehr freundlich für ihn war, fühlte er, je älter er wurde, desto mehr. Wies nicht oft der kalte Wind durch die dünnen,

gestickten Höslein, mußte das Kind nicht manchmal hungrig zu Bett gehen, obgleich in den Läden der Bäcker und Fleischer gerade genug Brot und Fleisch zu sehen war?

Als August drei Jahre alt war, starb der Vater. Alles, was er den Kindern hinterließ, war der heiße Wunsch, sie möchten vor dem harten Leben bewahrt bleiben, das ihm ein frühes Grab bereitet hatte. Um mit den beiden Kindern nicht ganz schutz- und hilflos dazustehen, heiratete die Mutter den Bruder des verstorbenen Gatten. Aber die Not schwand darum doch nicht aus Augusts Elternhaus, denn der Stiefvater bezog nur ein sehr geringes Gehalt. Als er später eine Stelle als Gefängnis-aufscher in einer anderen Stadt erhielt, verließ August mit seinen Eltern den Ort, wo er sich an den Übungen der Soldaten ergötzt hatte. Erst als er größer wurde und seine glänzenden Augen die Dinge schärfer ansahen, begriff er, daß das bunte und laute Treiben, das der Zeitvertreib seiner Kinderjahre gewesen war, der arbeitenden, armen Bevölkerung teuer zu stehen kommt. . . .

In der neuen Heimat gab es kein Exerzieren und kein Kriegsspiel, kein helles Trompetengeschmetter und keinen lustigen Gesang. Hier herrschte Todesstille, die nur von Zeit zu Zeit durch unterdrückte Seufzer und lautes Stöhnen der Gefangenen unterbrochen wurde. Ordentlich unheimlich war es, wenn die Nacht sich über das Haus lagerte, das so viele junge und alte traurige Leben beherbergte. August und sein jüngerer Bruder konnten dann nicht schnell genug zur Mutter in die helle Stube laufen. Der Stiefvater wurde krank und immer kränker. Eines Tags stand August zum zweitenmal als waterlose Waise da. Aber er war noch viel zu klein, um die ganze Schwere seines Verlustes zu begreifen. Er jauchzte auf, als er dem traurigen Orte den Rücken lehrte und mit Mutter und Bruder nach Wehlar zog.

Viel mehr zu essen gab es auch in der neuen Heimat nicht, aber dafür fehlte es nicht an schönen großen Plätzen und Wiesen, auf denen man sich lustig tummeln konnte, an einem prächtigen Fluß, in dem die liebe Jugend im Sommer lustig plätscherte und schwamm, und der im Winter eine herrliche Eisbahn bot. Aber ihr dürft darum nicht glauben, daß August in Wehlar nichts tat, als spielend sich im Freien zu vergnügen. Weit gefehlt! Die Mutter war krank, und August mußte, bevor er in die Schule ging, Kaffee kochen, er mußte waschen, scheuern, putzen und die Stube hübsch in Ord-

nung halten. Die Unterstützung, die die Mutter als Militärswitwe vom Staate erhielt, reichte nicht einmal für ein warmes Mittagbrot für sie und die Kinder. Die Jungen waren daher früh gezwungen, etwas zu verdienen. August setzte zuerst in einer Gartenwirtschaft Kegel auf, und mußte sich oft bis zum Abend dabei bücken und plagen; später verrichteten er und sein Bruder Feldarbeit. Für einen Sack Kartoffeln mußten die beiden Buben viele Tage vom Morgengrauen in Herbsteskälte und -nässe gar schwer arbeiten. Wie schmerzte da manchmal der Rücken, wie müde wurden die Füße!

Als August dreizehn Jahre alt war, kam das Schlimmste: sein Mütterchen starb und er mußte zu fremden Leuten. Vorerst war es freilich eine Verwandte, zu der er kam, aber um sein Stückchen Brot mußte er doch wie ein Fremder arbeiten. In den wenigen freien Stunden, die er hatte, träumte er davon, die Gehege und Geheimnisse des Gesteins in der Umgebung von Wehlar zu ergründen. Dazu hätte er das Bergfach studieren müssen. Aber er war ein armer Unteroffiziersjunge, deshalb konnte er nicht werden, wozu er Lust hatte. Das hätte ja ein großes Stück Geld gekostet, und viele Jahre wären vergangen, ehe er etwas verdienen konnte. So kam er zu einem Drechsler in die Lehre, wo der Junge vierzehn Stunden täglich mit nur kurzen Spausen arbeiten mußte. In den seltenen freien Stunden las August fleißig, und als die wenig frohen Lehrjahre vorüber waren, ging er gern als Geselle auf die Wanderschaft, hinaus in die Welt, von der er nun ein gutes Stück sah. Wie freute sich der junge Mann an den Schönheiten der Natur, und wie betrachtete er mit offenem Sinne die Dinge, die damals um ihn vorgingen.

Und es war eine gar bewegte Zeit. Allerorten begann es den Arbeitenden aufzudämmern, daß zum Schönsten und Wichtigsten, was ihnen ihre Herren vorenthielten, das Wissen gehörte. Wissen, Wissen, riefen sie darum von allen Seiten. Hätten sie erst das Wissen, so meinten die Glücklosen, so müßte es ihnen ein leichtes sein, die Welt des Glends in eine Welt voll Glückseligkeit zu verwandeln. Vereine wurden gegründet, die den Arbeitern Bildung geben sollten. Allein dort wie in den Versammlungen wurde gar bald nicht bloß vom Wissen geredet: alles, was der Unterdrückte wünschte und hoffte, was er brauchte, wonach er sich sehnte, kam hier zur Sprache. Aber so mancher, der wußte, was er wollte, konnte das rechte Wort nicht dafür finden. Auch hatten sich falsche Freunde

eingeschlichen, die bemüht waren, Verwirrung anzurichten. Da kam ein junger Drechslergehilfe nach Leipzig, wo die Arbeiter besonders stark in Bewegung waren. Als August — er war es — die erste Versammlung des Arbeiterbildungsvereins in Leipzig verließ, hatte er seinen Platz gefunden, er blieb in Leipzig. Am Tage stand er an der Drehbank, den Abend verbrachte er über Büchern oder in Versammlungen. Mit Feuereifer vermehrte er seine Kenntnisse. Er begann zu reden. Erst zögernd und stockend, dann immer sicherer und kühner. Was den Arbeitern fehlte, darüber wußte August Bescheid. Er rief ihnen zu, ihre Wünsche nicht mehr heimlich mit sich herumzutragen, sondern sie laut und nachdrücklich auszusprechen, zu fordern, was ihnen not tut, dafür zu kämpfen. Zusammenschließen sollten sie sich und einig sein, einig! Einigkeit gibt Kraft! Und August zeigte seinen Brüdern auch, wofür sie die Kraft der Einigkeit aufbieten sollten. Für das Recht der Arbeiter, für ihre Befreiung von Ausbeutung und Unterdrückung. Dank ihrer Kraft sollten sie eine neue Ordnung in der Welt herbeiführen, eine Ordnung der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit für alles, was da Menschenantlit trägt. Dieses herrliche Ziel, das höchste und schönste, das die Geschichte der Menschheit kennt, war August besonders von den drei gewaltigen Denkern und glühenden Freiheitskämpfern Marx, Engels und Lassalle gewiesen worden. Je eifriger er ihre Worte las, desto tiefer wurzelte in ihm die Überzeugung fest, daß das Ziel erreicht werden könnte, und desto klarer lag der Weg vor ihm, den er weiterschreiten mußte. Diesem Ziel sein ganzes Leben zu weihen, erschien August als das reinste Glück. Im Dienste der guten Sache fand er sich mit gleichgesinnten Männern zusammen, mit denen ihn lebenslang die innigste Freundschaft verband. Fragt nur Vater und Mutter, wer Wilhelm Liebknecht, wer „der rote Postmeister“ gewesen ist, sie werden es euch gern sagen. Tausende und immer Tausende von Arbeitern scharten sich um August und seine Freunde.

Da brach der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich aus. Ströme von Blut drohten die Einigkeit, die Brüderlichkeit der Arbeiter aller Länder zu erstickern, für die August unermüdet stritt. Was half es, wenn die deutschen Arbeiter in einem Heer zusammenstanden, wenn sie die Waffen gegen ihre französischen Brüder richteten, die arm und geknechtet waren wie sie? Auf welche Seite sich der Sieg auch

neigen mochte — August sah klar, daß für lange Zeit ein blutiger Strom das französische und deutsche Volk trennen würde. Darum erhob er seine Stimme gegen den Krieg und brandmarkte ihn als ein Verbrechen an der Menschheit. Das war eine unvergleichliche Heldentat. Die ungeheure Mehrzahl Deutscher war ja für den Krieg begeistert, der den deutschen Waffen Sieg auf Sieg brachte und von dem das Erstehen eines geeinten Reiches erhofft wurde. Feigling, Vaterlandsverräter wurde August von den Feinden der Arbeiter gescholten, die Steinwürfe verblendeter Volkshäufen getrümmernten die Fensterscheiben seiner Werkstatt und bedrohten sein Leben.

In den Jahren nach dem Kriege gab es Arbeit in Hülle und Fülle. August mußte bald hier, bald dort sein: in Volksversammlungen sprechen, die Arbeiter nach ihrem Berufe in Vereine zusammenschließen helfen, dafür kämpfen, daß ihre Arbeit weniger hart und besser entlohnt wurde. Die Arbeiter hatten ihn schon längst als ihren Vertreter in den Reichstag geschickt. Dort war er unablässig bemüht, Gesetze zu erringen, die dem Wohl der kleinen Leute dienten, und solche zu beseitigen, die sie schädigen konnten; dort geißelte er unbarmherzig alles Unrecht, das den fleißigen Volksmassen zugefügt wurde; dort rief er sie selbst zum Kampf für Brot, Wissen und Freiheit. Augusts und seiner Freunde Worte fielen auf guten Boden. Die Zahl der Anhänger wuchs, aber auch die Feindschaft derer, die aus der Not und Unterdrückung der Arbeiter Vorteil zogen. Und sie waren gar mächtig. Verfolgungen über Verfolgungen trafen die Freiheitsbestrebungen der Arbeiter und ihre Führer. Gegen August lehrte sich besonders der glühende Haß der Feinde. Sie wußten, alle Schätze der Welt hätten es nicht vermocht, ihn der Sache der Unterdrückten untreu zu machen, so versuchten sie ihn auszuhungern. Niemand sollte Waren aus seiner Werkstatt kaufen. Das traf den jungen Meister hart, denn er hatte für Weib und Kind zu sorgen. Und es kam noch schlimmer. Zweieundzwanzig Monate mußte er als „Hochverräter“ in Festungshaft verbringen, weil er es gewagt hatte, für eine Zeit zu kämpfen, in der es weder Reiche noch Arme, weder Herren noch Knechte geben würde. Die Begeisterung für seine Überzeugung wurde durch all die Prüfungen nur erhöht.

Am herrlichsten bewährte sich aber Augusts Talent, Kraft und Treue in den schweren Jahren, die 1878 für die deutschen Arbeiter anbrachen.

Deren Feinde benutzten ihre Macht, um ein Gesetz zu schaffen — das sogenannte Ausnahme-gesetz gegen die Sozialisten —, welches die Freiheitsbestrebungen der Arbeiter als Verbrechen erklärte und schwer bestrafte. Was August der schönste Zweck seines Lebens war, sollte er nicht mehr tun. Was meint ihr wohl, was er dazu sagte? „Jetzt erst recht!“ Durfte er nicht offen kämpfen, so mußte es im geheimen geschehen. Waren die großen Versammlungssäle geschlossen, ei, so sprach er in Arbeiterstuben, in Scheunen, auf dem Felde oder im Walde zu den Unterdrückten, früh im Morgengrauen oder nächtllicherweile. Bald war er hier, bald da, denn allerwärts bedurften die Gleichgesinnten seines Rates und seiner Tat. Es galt, den Mut, die Begeisterung und Opferfreudigkeit zu stärken und immer mehr Arbeiter für ihre eigene Sache zu gewinnen. Es mußten Mittel und Wege ausgeklügelt werden, wie die Freiheitkämpfer vor der Nase der Polizei zusammenkommen, zu den Arbeitern reden, ihre Schriften unter ihnen verbreiten konnten. Viele solcher Schriften mußten im Ausland gedruckt und unter großen Gefahren und Opfern über die Grenze geschmuggelt werden. Wieviel Klugheit und Unererschrockenheit erforderte dies alles, wieviel Geduld, Selbstverleugnung, Kühnheit und kühles Blut zugleich! Was gab es da für August nicht zu denken und zu tun! Wie ein rechter Überall und Nirgends zog er durch Deutschland, immer die Polizei und ihre Spindel auf den Fersen. Gleich hundert anderen war er von seinem Wohnort vertrieben, von Heim und Herd fortgerissen worden. Wochenlang sah er kaum die treubeforgte Gattin und die zärtlich geliebte Tochter, weil der Dienst der Freiheit ihn fernhielt oder ganz in Anspruch nahm. Bei diesem unruhigen Leben schrieb er noch Flugblätter, Artikel und Broschüren. Eine mehrmonatige Gefängnishaft benutzte er, um ein berühmtes Buch zu verfassen, in dem er gleiche Rechte für die Frau wie für die Männer fordert. Seine Worte im Reichstag trafen die Feinde wie Peitschenhiebe, die Arbeiter beseeelten sie mit Hoffnung und Selbstvertrauen. So half Augusts rastlose Tätigkeit sehr viel, daß die Freiheitsbestrebungen der Arbeiter trotz Gefahren und Verfolgungen immer stärker wurden. Das schlimme Gesetz mußte fallen.

Die Arbeitslast des opferfreudigen Mannes wurde damit nicht leichter. Im Gegenteil: Die, welche das gleiche Ziel wie er verfolgten, waren im Laufe der Zeit zu vielen Hunderttausenden

gewachsen und bildeten eine große Partei. Als ihr Führer, als Kämpfer in den vordersten Reihen mußte er stets auf dem Posten sein.

Alle Unterdrückten, alle, denen ein Unrecht geschehen war, fanden in August ihren großherzigen Verteidiger. Was ging diesen Edlen die Klasse an, was kümmerten ihn die Grenzen! Der jugendliche August hatte unerschrocken unter dem Toben der Gegner die heldenmütigen Pariser Freiheitskämpfer des Jahres 1871 gegen Verleumdungen und Beschimpfungen der deutschen Arbeiterfeinde in Schutz genommen. Der Mann, dessen Haar von den Jahren gebleicht wurde, nahm sich mit der gleichen Begeisterung der heldenlühnen, selbstlosen Männer und Frauen an, die dem russischen Volke Freiheit und Glück bringen wollten. Mit heiligem Zorn geißelte er die barbarischen Greuel, deren sich die Gewalthaber in Rußland schuldig machten. Wer warf sich zum Anwalt der unglücklichen Schwarzen in Afrika auf, denen die deutschen Eroberer Heimat, Besitz, Freiheit und oft das Leben nahmen? Wer trat für das Recht in die Schranken, als die Engländer durch einen scheußlichen Krieg den Buren ihre Unabhängigkeit raubten? Wer wurde nicht müde, für die Frau, die Mutter Schutz und Recht zu fordern? War es nicht der nämliche Mann, der für euch, ihr Kinder, Zeit zu fröhlichem Spiel und Ruhe zum Lernen verlangt hat? Als einer der ersten hat unser August ein Gesetz gefordert, welches es verbietet sollte, daß die Reichen die Kinder der Armen in Werkstätten und Fabriken hart arbeiten ließen, damit sie ihnen Schätze sammeln.

Als silberhaariger Greis wirkt August noch heute für das hehre Ziel, das ihm als Jüngling die Seele bewegt hat. Ihr wißt, wer der große, der seltene Mann ist: August Bebel. Er hat den Kampf aufgenommen gegen die schlimmsten Drachen, die die Menschheit bedrohen: gegen die Not und Unterdrückung, gegen Finsternis und Gewalt. Er ist ausgezogen, um für alle das Herrlichste zu erobern: die Freiheit. Neben seinem Heldentum verblaßt der Ruhm von Königen, die große Reiche ihrer Herrschaft unterwarfen, von Feldherren, die blutige Schlachten gewonnen haben. Wer von euch kühn ist und von Heldentaten träumt, der eifere ihm nach!

Wenn August Bebel am 22. Februar seinen siebenzigsten Geburtstag feiert, wenn an diesem Tage ihm Millionen von Herzen entgegen schlagen, wenn die Unterdrückten aller Länder ihm dankbar die Hände entgegenstrecken, wollt ihr da nicht auch den Helden grüßen? ed.

☞ Arbeiterjugend. ☜

Ludwig Lessen.

Der Arbeit Jugend seid ihr! Noch umtoben euch nicht der Lebenstücke Hass und Qual!
Bleibt jung und reißt heran zu kampferprobten Mitkämpfern für der Freiheit Ideal!
Zeigt euren Drängern, dass ihr jungen Sprossen nach Sonne hungert, dass ihr leidbereit
in Reih und Glied steht, hoffend, kampfgeschlossen — dass ihr der Arbeit tapfre Jugend seid!

Heut seid die Knospen ihr am Menschheitsbaume . . . Die Blüte naht, und rasch geht sie dahin,
gleich einem unvergleichlich schönen Traume . . . Gebt dieser Jugendblüte Art und Sinn!
Lasst aus der Blüte uns die Früchte ahnen und macht voll Hoffnung alte Herzen weit!
Dann rankt der Sieg sich einst um unsre Fahnen! Bleibt jung, weil ihr der Arbeit Jugend seid!

— o o o —

Im Dunkel des Einhornwaldes.

Liebe Freunde! Fünfzehn Minuten hinter Ulenbroof liegt ein Fichtenwald; die Bäume sind hoch und schlank und stehen so dicht, daß ihre Kronen ineinandergreifen. Das helle Sonnenlicht vermag das dicke Nadeldach nur unvollkommen zu durchdringen, darum lauert im Innern des Waldes zwischen den Stämmen eine graue und ungewisse Dämmerung. Und ringsum herrscht tiefes Schweigen. —

Kennt Ihr das wunderbare Bild vom Meister Böcklin: Das Schweigen im Walde? Aus dem Dunkel des Nadelwaldes tritt das sagenhafte Einhorn und starrt mit wilden, erschrockenen Blicken in die lichte Welt vor ihm. Die seltsame Gestalt des Fabeltieres, in dem die Wildheit der ursprünglichen Natur zum Ausdruck gelangt, steht in bedeutungsvollem Gegensatz zu der Frauengestalt auf seinem Rücken, in deren Mienen Unbefangenheit und Sorglosigkeit ruht; sie fühlt sich sicher im Schutze des Waldes und des wilden Tieres. So fühlt der hingebende Mensch sich geborgen in den Armen der Natur. — Kennt Ihr das Bild? An dieses Kunstwerk muß ich immer denken, wenn ich in den Schatten des Einhornwaldes trete; darum habe ich ihm auch den Namen gegeben. Zuweilen, wenn die Sonne sich zum Untergehen neigte, bin ich zaudernden Fußes am Rande stehen geblieben, meinend, jezt müsse das Einhorn hervortreten und mich mit seinen wilden Augen anstarren, und leises Grauen rieselte mir über den Rücken, wenn unter meinen Füßen ein trockener Zweig knackte. Geheimnisvoll ruhte zwischen den alten Stämmen das schweigende Dunkel. Ich fürchtete mich fast, die Stille zu unterbrechen, so feierlich war mir zumute. Dann habe ich mich auf den Waldboden gesetzt, den Rücken an eine alte Tanne gelehnt, und fragend in das Dunkel

geschaut. Ich hätte schluchzen können, laut schluchzen; so hab' ich mich gesehnt. Und es ist gut, daß mich niemand gefragt hat, wonach ich mich gesehnt habe; denn ich hätte es ihm nicht sagen können. In solchen Augenblicken fühlte ich mich eins mit dem Walde und allen seinen Wesen und wäre am liebsten nie mehr von hier fortgegangen. Aber bald erwachte Trotz und Kampflust. „Du Träumer!“ so redeten die Stimmen des Waldes auf mich ein, „du willst von unserer Art sein? Siehst du nicht, wie wir kämpfen müssen um unser Dasein, um Licht und Lust, wie wir uns jede Stunde unseres Lebens durch harten Kampf verdienen müssen? Siehst du nicht, wie wir allen Gefahren zum Trotz nach dem Lichte streben, dem herrlichen Lichte, in dem die Kronen der Fichten sich wiegen, und das die Moospolster am Waldgrund mit Gold überzieht? O Sonne, o Glück, in Lichte zu schweben!“ — So sprachen die hundert Stimmen des Waldes. Da bin ich aufgesprungen und bin mit festen Schritten und klaren Augen in das Dunkel gegangen, ob seine Geheimnisse vielleicht sich meinen sehrenden Blicken enthüllen möchten.

Und sie haben sich enthüllt und enthüllen sich täglich mehr. Das geheimnisvolle Dunkel hat längst sein Grauen für mich verloren, und ich habe Wesen kennen und lieben gelernt, von deren Dasein ich vormem keine Ahnung hatte. Wenn mich meine Wanderung nach Ulenbroof führt, dann versäume ich nie, zum Einhornwald zu gehen; ich kenne nun jeden Winkel; wie alte Bekannte grüßen mich die grauen Fichten und die Goldhähnchen und Meisen in ihren Zweigen. Wie frei und stark fühle ich mich nun im Schutze dieser mächtigen Einsamkeit!

Aber das höchste Glück besteht doch darin, anderen mitzutheilen aus dem erworbenen

Schätze, und das will ich nun tun und Euch,
meine lieben Freunde und Freundinnen, erzählen von den „Geheimnissen des Einhornwaldes“. Kommt mit! Die Erforschung dieser Geheimnisse birgt geringe Mühe und eine Welt von Schönheit und Freude.

Auf Wiedersehen! Euer Freund Brand.

o o o

Der Bär auf gemeinschaftliche Kosten*

Von Friedrich v. Sallet.

Vor Anno Dlim hielten sie
im Kanton Bern 'nen Bären
und ließen dieses brave Vieh
sich aus dem Schätze nähren.
Sagt an, ihr lieben Berner gut,
was eigentlich der Bär nun tut?
Könnt ihr mir das erklären? —

„Erklären? Nun, was soll er tun?
Den Trog, den frißt er leere,
weiß gravitatisch dann zu ruhn,
nimmt täglich zu an Schwere,
voll Gravität ist sein Gebrumm —
was fragt ihr lange noch? Kurzum:
Es ist halt unser Bäre.“ —

Ihr lieben Berner, sagt mir an,
wozu ihr ihn tut halten? —
„Wozu? Ihr seid ein dummer Mann:
Es hielten ihn die Alten.
Verloren sind wir, stirbt er aus.“ —
Wieso? — „Jetzt schweig! Eh zum Garaus
wir Euch den Schädel spalten.“ —

Was ist da draußen für ein Lärm
und Kopfszusammenstecken?
Von alten Weibern ein Geschwärm,
bei alt und jung ein Schrecken?
Gib!'s Hunger, Krieg, Mord, Pestilenz?
Ach nein, ach nein! Wie schreit's und rennt's!
„Der Bär, der — ist gestorben.“

„So plötzlich kam der Todesfall,
kein neuer ist zu haben.
Nun mag nur gleich mit Fall und Knall
uns das Gebirg begraben!
O Kanton Bern, mit dir ist's aus!
Fangt einen neuen ein! Hinaus
ihr wackern Jägerknaben!“

* Die Stadt Bern, deren Wappentier Meister Petz ist, hat von alters her einen öffentlichen Zwinger, in dem Bären gehalten wurden und wohl auch noch jetzt gehalten werden.

Wohl jagen sie durch Berg und Schlucht,
und finden keinen Bären.
Doch wunderbar! Es schwillt die Frucht,
schwer wiegen sich die Aehren.
Und alles reift so segensvoll,
will um den Jammer, der da scholl,
sich ganz und gar nicht scheren.

Die Jäger jagen immerdar,
bis daß die Sonne sinket.
„Nun seh doch ein! Wie wunderbar!
Der alte Mond noch blinket.
Als ob nichts vorgefallen wär,
so harmlos lugt der Sternlein Heer
und freundlich niederwinket.“

Die matten Jäger springen auf
und wollen weiter jagen.
„Ei seht! Die Sonne geht ja auf
und ist noch nicht zerschlagen.
Sie sah den toten Bären doch —
sie geht noch auf, die Welt steht noch —
sprecet! Was soll ein's nun sagen?“

„So woll'n wir,“ sprach da Land und Stadt,
„nichts mehr vom Bären wissen.
Er fraß von unsrem Geld sich satt
und hätt' uns schier zerrissen.
Wir mußten ihm die Klau'n behaun;
und ohne ihn auch blühn die Au'n.
Es wird ihn keins vermessen.“

o o o

Die schwarze Rosie.

Eine wahre Geschichte aus Amerika von Hebe.
(Schluß.)

Gegenüber dem Hause, in dem Tante Sally wohnte, lag ein schöner Park mit mächtigen, uralten Schattenbäumen, mit Nasenplätzen und Blumenbeeten und plätschernden Springbrunnen. In diesen Park ging Rosie jeden Nachmittag, wenn sie ihre Aufgaben beendet hatte und beobachtete sehnsüchtig die anderen Kinder, an deren fröhlichen Spielen sie nicht teilnehmen konnte. Einmal hatte sie lange einer Gruppe von Knaben und Mädchen beim Seilspringen zugeesehen. Sie sprang selber so gern! Schließlich konnte sie nicht mehr widerstehen, ging auf einen kleinen Knaben zu, der lange das Seil gedreht hatte, und bat, er möchte sie doch einmal drehen lassen. „Nach' daß du fort kommst, du Nigger!“* Das war die Antwort, welche Rosie erhielt. Seitdem hatte sie

* Ein Schimpfwort für Neger.

nie mehr versucht, sich anderen Kindern zu nähern. Samstag, welcher für diese der fröhlichste Tag der Woche ist — denn amerikanische Kinder haben Samstag den ganzen Tag frei —, war für Rosie langweilig und traurig. Ihre Tante bestand darauf, daß sie Samstags den ganzen Tag im Freien blieb, um recht viel frische Luft zu genießen. Aber wer von euch, meine kleinen Leser und Leserinnen, möchte den ganzen Tag im Freien zubringen ohne Spielgefährten und ohne lustige Spiele? Das arme kleine Negermädchen war völlig vereinsamt, und man kann doch nicht immer allein spielen! Da saß Rosie nun mit einer Puppe oder einem Bilderbuch auf einer Bank; aber anstatt mit der Puppe zu spielen oder das Bilderbuch zu betrachten, sah sie nur unaufhörlich nach den anderen Kindern hin. Tag für Tag bemerkte sie dieselben Knaben und Mädchen, und bald kannte sie alle nicht nur vom Ansehen, sondern auch dem Namen nach, denn sie riesen einander ja immer laut beim Namen.

Da war ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, das Rosies Aufmerksamkeit besonders fesselte. „Major“, nannten sie die anderen, aber das nur zum Scherz, weil die Kleine die anderen immerzu herumkommandierte. „Major“ war ein strammes Mädchen mit großen blauen Augen und langen blonden Zöpfen. Sie war sehr wild und ausgelassen und schien besonders stolz darauf zu sein, daß sie von allen Kindern im Park am schnellsten laufen konnte. In Rosies Augen aber war ihre anziehendste Eigenschaft, daß sie die glückliche Besitzerin eines ganz neuen, blanken Dreirads war. Dieses Dreirad, und das war besonders nett von „Major“, lieb sie immer willig ihren Spielgefährten. O, wie gern wäre Rosie nur ein einziges Mal auf dem Dreirad gefahren! Sie saß eines Nachmittags wieder mit ihrer Lieblingspuppe auf einer Bank, als das kleine Mädchen mit dem Dreirad dicht an ihr vorbeifuhr. Die Blicke der beiden Kinder begegneten sich. Auf dem dunklen Kindergesicht lag das Verlangen nach dem Dreirad so lebhaft ausgedrückt, daß das weiße Kind es verstand. Einen Augenblick starrte „Major“ das Kind einer anderen Rasse mit kindlicher Neugierde an. Dann sagte sie ruhig und freundlich, als wäre ihr Anerbieten etwas Selbstverständliches, „möchtest du einmal fahren?“ Rosie war so überrascht, daß sie anfangs gar nicht antworten konnte. Aber nachdem ihr Verlangen ihre Scheu überwunden hatte, hauchte sie ein ganz schwaches

„Ja“. So stieg die kleine Weiße von dem Dreirad herab, und die kleine Schwarze stieg hinauf. Rosie verstand nicht das Dreirad zu lenken, darum fuhr „Major“ sie eine Zeitlang umher und zeigte ihr dabei die Kunst des Dreiradfahrens. Bald waren die Kinder ganz vertraut miteinander, und „Major“ erfuhr nun Rosies ganze Lebensgeschichte. Als sie vernahm, wie herzlos die Mädchen in der Schule Rosie behandelt hatten, da schimpfte sie tüchtig auf die dummen, stolzen Dinger. Ihren Arm um Rosies Schulter legend, sprach sie ermutigend: „Laß gut sein, Rosie, jezt wirst du bald Spielgefährten haben. Ich werde dich allen meinen Freunden vorstellen.“

„Major“ glaubte alle ihre Freunde zu kennen! Sie sind alle gut, darum werden sie auch gut gegen die kleine Negerin sein, so dachte sie sich. Aber noch am selben Tage mußte sie erfahren, auf wie wenige Freunde sie bauen konnte. Als nachmittags die Knaben und Mädchen aus der Nachbarschaft in dem Park zusammenkamen, drückten sie sogleich ihren Unwillen über „Major“ neue Gefährtin aus. „Wo hast du die aufgelesen?“ rief der eine. „Warum willst du dich mit dem Nigger abgeben?“ frug ein anderer. Ein kleiner, verzogener Junge erklärte hochmütig: „Für mich ist sie nicht gut genug.“ Und ein hübsches, eitles Mädchen warf seine Locken zurück und sagte: „Major befaßt sich mit allem hergelaufenen Volk. Ich spiele nicht mit Niggers. Kommt fort, Kinder!“ — Während diese Bemerkungen hin und her flogen, verbarg Rosie ihr Gesicht in ihrer Schürze und begann bitterlich zu weinen. „Niemand mag mich“, schluchzte sie, „und ich kann doch nichts dafür, daß ich schwarz bin.“ Aber „Major“ stand ihr zur Seite und legte beide Arme um sie: „Weine nicht, Rosie, ich halte zu dir!“ Dann wandte sie sich gegen ihre Spielgefährten und rief mit aller Energie ihrer zwölf Jahre: „Wenn ihr nicht mit ihr spielen wollt, so braucht ihr auch nicht mit mir zu spielen!“

Von nun an gab es im Park zwei scharf getrennte Parteien. Die eine Partei bestand aus Rosie und „Major“, die andere aus allen übrigen Kindern der Nachbarschaft. Die üblichen Mittel der kindlichen Kriegführung wurden angewandt. Die beiden Parteien sprachen nicht miteinander, sie grüßten einander nicht einmal, aber dennoch wurden ständig Bemerkungen gemacht, die für die Ohren der anderen bestimmt waren. Die Knaben und Mädchen spielten mit Vorliebe

„Major's“ Lieblingsspiel und waren dabei so geräuschvoll wie möglich, und „Major“ ging mit Rosie und dem Dreirad dicht an ihnen vorbei und lachte laut, nur um ihnen zu zeigen, daß sie sich auch ohne sie amüsieren könne.

Am Samstagmorgen, als die beiden Mädchen schon frühzeitig draußen waren und mit einem großen Gummiball spielten, stahl sich ein kleiner Knabe heran, der bisher „Major's“ bester Freund gewesen, und der nur ungern mit ihr böse war. An „Major“ und Rosie herankommend, frag er schüchtern: „Darf ich mitspielen?“ Er wurde sogleich in Gnaden aufgenommen, und später gefellte sich ihnen noch ein anderer Knabe zu. Am nächsten Tage sagten die beiden Knaben zu den übrigen Kindern: „Die kleine Negerin ist ein sehr nettes Mädchen. Sie ist lustig und riesig gutmütig. Kein Wunder, daß „Major“ sie gern hat, wenn sie auch schwarz ist.“ Am Montagnachmittag spielte schon mindestens ein halbes Duzend weißer Kinder mit der schwarzen Rosie, und ehe die Woche zu Ende war, gab es keine zwei Parteien mehr im Park, denn alle waren zu Rosie und „Major“ übergegangen.

So hatte der Gerechtigkeitsinn und die Energie einer Zwölfjährigen Vorurteil und Ungerechtigkeit überwunden, und in dieser lustigen Kinderschar wußte man fortan nichts mehr von Feindschaft und Haß zwischen Weißen und Schwarzen. In dem alten Park gab es kein glücklicheres Kind als Rosie. Nach ihrer langen Einsamkeit empfand sie doppelt die Freude der Geselligkeit, und niemals war ein Kind im Verkehr mit seinen Spielgefährten liebenswürdiger und selbstloser als sie, so daß alle sie aufrichtig lieb gewannen. Als sie zwei Jahre darauf nach Louisiana zurückkehrte, trennte sie sich nur ungern von ihren Kameraden, und zwischen ihr und „Major“ fand ein rührender Abschied statt.

Ich weiß nicht, was inzwischen aus Rosie geworden ist, aber ich denke mir, das warmherzige, heitere Kind muß zu einer lieben, braven Frau herangewachsen sein, und manchmal frage ich mich: ob sie wohl noch des kleinen Mädchens mit dem Dreirad gedenkt? Dieses kleine Mädchen ist nun eine große Frau, und ihre eigenen Kinder spielen in demselben Park, in dem sie einst ihre Freundschaft mit der schwarzen Rosie schloß. Mit Genugtuung erinnert sie sich dieser Begebenheit, so oft sie an ihre freudige, sorglose Kindheit zurückdenkt.

Der Besuch 1910.

Von Emma Böls.

Liebe Kinder, sagt mir doch,
Habt ihr's schon vernommen,
Daß wir himmlischen Besuch
Dieses Jahr bekommen?

Unfre Weisen haben längst
Ort und Zeit verkündet,
Und zum würdigen Empfang
Alle sich verbündet.

Große Reisen machen sie,
Nur um ihn zu sehen.
Wollen mit dem Fernrohr ihn
Möglichst früh erspähen.

Und doch ist's ein Vagabund,
Der sich nicht läßt fassen,
Und uns höchstens wird sein Bild
Tausendfältig lassen.

Fragen wir verwundert nach
Seiner Art und Weise,
Macht er sich in tollster Hast
Wieder auf die Reise.

Folgen die Gelehrten ihm
Sorgsam mit dem Glase,
Zeigt er, wie ein Straßenbub,
Eine lange Nase.

Aber dennoch ist vielleicht
Dankbarkeit ihm eigen,
Und dann wird er, eh' er flieht,
Uns sehr Schönes zeigen.

Eh' er in den Weltenraum
Wieder uns entglitten,
Wird er uns, aus seinem Schweiß,
Mit Funken überschütten.

Heiße, wird das lustig sein,
Regnet es dann Sterne,
Wie ein großes Feuerwerk
In der Himmelsferne.

Freilich, sicher ist es nicht,
Daß es wird erscheinen.
So, nun wißt ihr alle wohl,
Wen nur ich kann meinen:

Ja, der Halleysche Komet
Wird den Kreis bald schließen,
Wenn er dann mal wieder kommt,
Könnt ihr von mir grüßen.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Gellin (Sundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Cramer in Stuttgart.